

Uwe Timm
Halbschatten

UWE TIMM

HALBSCHATTEN

ROMAN

KIEPENHEUER
& WITSCH

1. Auflage 2008

© 2008 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes
darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm
oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter
Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln
Umschlagmotiv: © Rudolf Linn, Köln
Autorenfoto: © Isolde Ohlbaum
Gesetzt aus der Stempel Garamond
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-462-04043-2

ALONSO:

I long
To hear the story of your life, which must
Take the ear strangely.

William Shakespeare, *The Tempest*

EIN GEBIRGE, aufgetürmt, schroffe Felsen, blaugrau, der eingeschnittene, zum Gipfel führende Weg, ein helles Braun, auf dem Weg ein Büffel, den ein Mann reitet, die Beine seitlich herabhängend. Alt ist der Mann, mit einem grauen langen Bart. Beide, der Mann und der Büffel, blicken in das Tal. Auf mittlerer Höhe Bäume, Kiefern, die Kronen heben sich von dem abendroten Himmel ab. Dort die Wolken, zarte, den Himmel verschleiernde Wolken. Es ist ein Bild der Ruhe, ein wenig bewegt von einem Licht, das von außen hereindringt.

Wie kompakt das Weiß von hier aus wirkt, und wie das Weiß, je näher es kommt, zerfasert, durchsichtiger wird. Und jedes Mal wieder stellt sich diese Unruhe ein, beim Eintauchen in das ziellose Grau, in dem sich schnell das Gefühl für Höhe und Tiefe, für oben und unten verliert. Feuchtigkeit, sichtlose Kühle, dann, langsam, wird das Grau heller, und plötzlich dieses Blau der Tiefe.

Der Kanal, die Steinböschung, zertretenes Gras, ein Weg, asphaltiert, dahinter der kleine, gärtnerisch gepflegte Bereich, alte Grabsteine, viele durch Einschüsse und Bombensplitter beschädigt, weiter hinten Wildnis, Unkraut, hohes Gras, Disteln. Frü-

her war der Friedhof militärisches Sperrgebiet. Die Mauer, die Ost und West teilte, verlief am Ufer des Kanals. Hinter der Mauer waren die Grabsteine für ein freies Schussfeld entfernt und ein Sandstreifen aufgeschüttet worden, sorgfältig geharkt wie in einer japanischen Tempelanlage. Die Spuren sollten Flüchtende verraten. Einige der umgeworfenen Grabplatten waren mit Holzplanken bedeckt worden, hier patrouillierten die Grenzsoldaten, Kommandorufe, graue Uniformen, Stahlhelme, Karabinerhaken, ein leises metallisches Klappern, Schäferhunde, keine Blumen, keine Büsche, hinter denen sich jemand hätte verstecken können, so sah es aus, zerstört und wüst, als wäre der Krieg erst vor Tagen zu Ende gegangen. Dann fiel die Mauer, sagt der Stadtführer, und nach der Vereinigung von Ost und West war auch dieser Friedhof wieder zugänglich.

Ein Mann um die fünfzig, hager, das Haar schon grau, ein schmales Gesicht, asketische Falten um Mund und Nase. Ein langer, zerschlissener, auf Taille gearbeiteter Mantel, grau, der ihm ein militärisches Aussehen gibt. Schnallenschuhe. Nein, bei genauem Hinsehen sind es modische, hellbraune Halbschuhe, die nicht zu dem grauen Mantel passen und für diesen nasskalten Novembertag viel zu leicht sind. Ein später Nachmittag, der mit dem vom Kanal hochziehenden Dunst schon Abend wird. An der hinteren, die Straße begrenzenden Friedhofsmauer geht gebückt eine Gestalt umher. Der schnarrende Ruf einer Elster. Zwei, drei kleine Kerzen brennen auf dem Friedhof. Allerseelen. Ein schönes altes Wort,

aber die hier Versammelten sind meist Protestanten, sagt der Graue, und Konfessionen spielen bei einem aufgelassenen Friedhof sowieso keine Rolle mehr. Dort das Flämmchen hat jemand auf den Grabstein von Mölders gestellt, einem der wenigen Katholiken hier. Oberst und Jagdflieger im Zweiten Weltkrieg, 101 Abschüsse, wie es so schön heißt. Er zeigt mit den wie zu einem Stab zusammengerollten Manuskriptseiten auf eine große Marmorplatte. Und da hinten, an der Mauer, steht noch so ein Licht. Viele der Namen kann man schon nicht mehr lesen. Wenn sie nicht im Krieg zerstört wurden, hat der Regen die Steine ausgewaschen, oder sie sind vom Wurzelgeflecht aufgesprengt worden. Alles schon weit weg. Seit fünfzig Jahren wird hier niemand mehr bestattet. Der Graue hustet, und man sieht ihm an, er friert. Es war eine Führung, allein für mich. Er war mir als Kenner dieses Ortes empfohlen worden. Man hatte mir seine Telefonnummer gegeben, ich hatte ihn angerufen, und er hatte, nach einem kurzen Zögern, zugesagt.

An diesem Ort, sagt er, liegt die deutsche, liegt die preußische Geschichte begraben, jedenfalls die militärische. Scharnhorst liegt hier und andere Generäle, Admiräle, Obristen, Majore, bekannte Jagdflieger, damals die Helden der Luft, Richthofen, Udet, Mölders, und unter all diesen Männern, diesen Militärs, liegt eine Frau. Sehen Sie den Grabstein, er ist neu gesetzt worden, der alte war in den Kampfhandlungen zu Ende des Kriegs zerstört worden, ein Granitbrocken, ein Findling. *Der Flug ist das Leben wert.* 1907 gebo-

ren, 1933 gestorben. Marga v. Etzdorf. Eine Fliegerin, eine der ersten in Deutschland.

Ja, sage ich, sie sei der Grund, warum ich hierhergekommen bin. Ich hatte vermutet, sie sei abgestürzt, las dann aber, sie habe sich nach einer Bruchlandung in Syrien, in Aleppo, erschossen. Das weckte meine Neugier. Eine Frau, eine Fünfundzwanzigjährige, erschießt sich nicht wegen einer Bruchlandung, dachte ich. Richtig, sagt der Graue, er habe weitergeforscht, habe nach frühen Filmausschnitten und Fotos gesucht, nach Berichten über ihre Flüge, die sie nach Marokko und Japan geführt hatten. Sensationelle Unternehmungen, damals, sie wurde bewundert und gefeiert. Er habe die wenigen noch lebenden Zeitzeugen befragt, und ein merkwürdiger Zufall habe ihm ein Zigarettenetui in die Hände gespielt. Das Etui hat einen gewissen Anteil an ihrer Geschichte.

Glatt und doch schwer liegt das Silber in der Hand. Der Deckel ist durch einen darin sitzenden Messingsplitter leicht verbeult. An einer Stelle hat der Splitter den Deckel mit seiner Spitze leicht durchschlagen. Man könnte denken, er sei kunstgerecht eingelötet worden. Hier, auf der Rückseite, sehen Sie, sind die Initialen zweier Namen eingraviert: M. v. E. und Ch. v. D. und in kursiver Schrift *Isobare*.

Auf den Fotos erscheint sie, trägt sie Kleider oder Rock und Bluse, schlank, fast zerbrechlich, in Hosen und in der Pilotenkluft wirkt sie eher kräftig. Auch zwei Filmausschnitte habe er gefunden, sagt der Graue, natürlich stumm. Sie steht in einem Kleid vor ihrem Flugzeug, der Wind weht ihr das kurz ge-

schnittene Haar ins Gesicht. Sie lacht, neigt den Kopf, streicht mit einer langsamen Bewegung das Haar hinter das Ohr. In der anderen Szene sitzt sie auf einer Bank im Freien. Sie trägt Hosen und eine Pilotenjacke aus Leder mit Strickbündchen am Handgelenk. Sie redet und raucht, und man sieht ihr an, es ist kein automatisches Tun, sondern ein Genuss, wie sie mit zierlichen Bewegungen das Etui öffnet, eine zweite Zigarette herausnimmt und anzündet.

In einem Radiointerview aus den frühen dreißiger Jahren fragt der Reporter sie, was denn ihr Traum vom Fliegen sei.

Die Schwerelosigkeit, hört man sie in einem sphärischen Rauschen antworten. Und sei es nur für den Moment, wenn man in einer Parabel fliegt. Ich singe jedes Mal, wenn die Maschine mich in den Himmel reißt. Ich singe, obwohl ich mich selbst durch den Lärm des Motors gar nicht hören kann. Ich spüre die Luft, den Fahrtwind, wenn auch durch den Windschirm gebrochen.

Das Interview, sagt der Graue, hat sie kurz vor ihrem Flug nach Japan gegeben, 1931, am 18. August ist sie von Berlin Tempelhof gestartet. Sie flog zunächst eine lange Schleife nach Nordwesten, um dann nach Osten einzudrehen, unter ihr die Stadt, der Dom, das Schloss, der Reichstag, dort, das Blitzen, das war der Engel auf der Siegestsäule, in einer leichten Rechtskurve drehte sie nach Süden auf den Kurs ein, die Spree, darin glänzend die Sonne. Sie war ruhig, ein wenig müde, erschöpft von den letzten Tagen, von all den Besorgungen, den Abschieden, den Gesprächen, den

Feiern. Die Route führt über Polen, über die Sowjetunion, über China. Die Genehmigung für den Überflug Russlands, der Sowjetunion, hatte sich verzögert, inzwischen war die Engländerin schon seit Tagen in Richtung Japan unterwegs. Wer, und darauf wurden Wetten gesetzt, würde als erste Frau Japan erreichen? Die Engländerin Amy Johnson oder sie, Marga v. Etzdorf? Warschau, Moskau, Sibirien. Stunden, Tage im Flugzeug. Provinzflughäfen, zu denen die Shell-Kompanie Benzinfässer hatte transportieren lassen. Es war auch ein Werbeflug für den deutschen Flugzeughersteller Junkers und für die Firma Shell.

Was macht man auf einem so langen Flug?

Ich lese, sagt sie. Ein Buch, einen Band Gedichte. Heinrich Heine. Eichendorff. Gedichtzeilen lassen sich besser überblicken. Ist die Luft ruhig, löse ich Kreuzworträtsel. Hin und wieder ein Blick hinunter, flaches braunes Land, dann Grün, unterschiedlich, vom hellen bis zum tiefsten Dunkelgrün, ein endloser Waldteppich, der Sumpfwald in der Taiga, dann wieder Steppe, eine kleine grüne Insel, ein paar Bäume, Steppe, wieder Wald, ein paar Häuser an der Bahnlinie, eine Station, in der Nähe ein Sägewerk. Die Arbeiter blicken nicht hoch. Wahrscheinlich ist der Lärm der Sägemaschinen lauter als mein Fluggeräusch. Dahinter eine weite Fläche, darin das Band, hin und wieder aufglänzend, der Eisenbahnschienen.

Und sonst?

Ich schreibe Tagebuch und Postkarten an Freunde. So vergeht die Zeit. Sechs, sieben Stunden. Tag für Tag. Landen, tanken, etwas schlafen, morgens starten.

Die Russen sind überaus freundlich und hilfsbereit, nach sechs Tagen kommt die chinesische Grenze, und die Stadt vor mir müsste, wenn ich nicht stark vom Kurs abgekommen bin, Chailar sein. Ich drücke die Maschine hinunter, suche ein freies Feld. Die Stadt war schon einige Male angefliegen worden, aber niemand hatte mir genaue Auskunft geben können. Unter mir die Altstadt, Haus an Haus, aber nirgendwo ein Platz, auf dem ich hätte landen können. Ich drücke die Maschine noch weiter hinunter, überfliege jetzt tief die Häuser, die schmalen Straßen, die Gassen, die Pagodendächer. Menschen stehen unten und blicken hoch, Rikschas, Fahrräder, und plötzlich ganz deutlich hier oben, in dreißig Meter Höhe, der Geruch der Garküchen. Dann entdecke ich ein kleines Feld, auf dem dicht gedrängt Menschen stehen. Ich fliege eine Schleife und noch eine, um den Neugierigen klarzumachen, dass ich Platz für die Landung brauche. Endlich drängen Polizisten und Soldaten die Menschenmenge zurück. Noch eine Schleife, ich gehe hinunter und setze auf. Sofort laufen die Chinesen auf die Maschine zu. Und dann der Schreck, fast wären die Vordersten in den sich noch drehenden Propeller gedrängt worden. Jetzt, ohne den Motorenlärm, ist das Geschrei zu hören, der Jubel. Ich steige aus dem Cockpit. Zwei Chinesen strecken mir ihre Hände entgegen, um mir von der Tragfläche zu helfen. Sonderbar, es ist eine Begrüßung, als hätte man seit Tagen auf mich gewartet. Erst nach und nach verstand ich, was der chinesische Kaufmann, der etwas Englisch konnte, mir sagt. Die Chinesen halten mich für

die Engländerin Amy Johnson, meine Konkurrentin auf diesem Wettflug nach Japan. Die war vor etlichen Tagen hier gelandet, und man glaubte, sie sei jetzt auf dem Rückflug. Sogar Benzin war in Fässern für sie bereitgestellt worden.

Amy Johnson war also vor mir in Japan angekommen. Meine Enttäuschung war unbeschreiblich. Ich hatte plötzlich eine Vorstellung davon, wie Scott zumute gewesen sein musste, als er den Südpol erreichte und dort in dem grenzenlosen Weiß die norwegische Fahne sah. Auch die von Amundsen für Scott zurückgelassenen Handschuhe waren, wenn auch gut gemeint, der blanke Hohn. In meinem Fall kam noch dieser Irrwitz hinzu, dass ich für die Engländerin gehalten wurde, die man hier doch erst vor wenigen Tagen gesehen hatte. Im ersten Moment dachte ich, das alles sei nur ein Scherz. Aber dafür war die Begeisterung der Chinesen, wie soll ich sagen, zu ernsthaft. Entweder sahen wir uns, die Engländerin und ich, zum Verwechseln ähnlich. Oder aber der hier noch ungewohnte Anblick von Europäerinnen ließ uns so ähnlich erscheinen, wie auch für uns auf den ersten Blick Chinesen schwer unterscheidbar sind.

Ich bin nicht Miss Johnson, habe ich gesagt und den chinesischen Kaufmann gebeten, das zu übersetzen. Niemand wollte hören.

Ich habe in Französisch und Englisch auf die Leute eingeredet. Alle lachten umso lauter, klatschten begeistert.

I am not Miss Johnson.

Sie lachen. Sie nicken. Ein lustiges Völkchen. Mir

blieb nichts übrig, als in dem für die Engländerin vorgesehenen Haus zu übernachten und immer wieder zu betonen, ich sei nicht die Engländerin.

Noch Jahre später, sagt Miller, wurde von den Chinesen der Stadt dieses: Ei eem not Miis Johnsooon als Begrüßungsform für die Engländer benutzt.

Unsinn. Das ist einer dieser Späße von Miller, der immer alles verdreht und aufbauscht. Er wusste, wie er mich zum Lachen bringen konnte. Ich habe mit kaum jemandem so viel und so oft gelacht wie mit ihm, sagt sie.

Wer ist dieser Miller, frage ich den Grauen.

Der liegt da hinten, an der Ziegelmauer, mit anderen zusammen. Kein Einzelgrab. Ein Schauspieler. Ein Stimmenimitator, heute würde man wohl sagen Entertainer. Auf jeden Fall einer vom fahrenden Volk. Wir werden ihn noch oft genug hören.

Die Etdorf ist dann in den nächsten Tagen von Korea über das Meer nach Japan geflogen. Es muss ein durch starke Böen verwackelter Flug gewesen sein. Sie können sich vorstellen, was das damals bedeutete, man flog ja frei in der Welt herum, es gab keinen Sprechfunk, kein Radar, nichts. Ein Motorschaden, ein kleiner Defekt in der Benzinleitung, was immer wieder vorkam, und sie wäre wie Ikarus ins Wasser gestürzt. Am Morgen war sie gestartet, erreichte nach 11 Tagen, in der Mittagszeit, Hiroshima. Den Flugplatz fand sie diesmal schnell, es war ein Exerzierplatz

des japanischen Militärs, und er war korrekt mit zwei weißen Stoffbahnen gekennzeichnet, der Windsack hing an einer langen Bambusstange. Auch hier standen dicht gedrängt, aber diszipliniert und von einem Seil zurückgehalten, Hunderte Neugieriger.

Davor in einer Reihe das Empfangskomitee, Vertreter der Stadt, Militärs, Angehörige der Konsulate. Seitlich war die Militärkapelle aufgezogen. Etdorf drehte die Maschine und rollte langsam vor die Militärkapelle, stellte die Zündung aus. Wieder erklang die englische Nationalhymne. Auch hier also wurde die Engländerin auf ihrem Rückflug erwartet. In der Gruppe der Europäer war ihr sofort der große schlanke Mann aufgefallen. Der weiße Anzug, die Krawatte in einem Preußischblau. Aber vor allem war es wohl dieses offene, ihr zugewandte Lachen.

Ich bin sicher, sagt Miller, sie hat Dahlem sofort in der Menge entdeckt. Der hob wie zur Entschuldigung die Hände, ging zur Kapelle, redete auf den Dirigenten ein. Daraufhin gab der ein Kommando, hektisches Notenwechseln, dann der Einsatz, die deutsche Nationalhymne, ungeprobt, wie man sofort hörte, sehr langsam, die Melodie zog sich wie Sirup. Dahlem ist dann zu ihr gegangen, hat sich vorgestellt, er sei deutscher Konsul. Er gratulierte ihr: Sie sei die erste Frau, die allein von Europa nach Japan geflogen ist. Und Amy, die Engländerin? Die sei zwar dank der geschickten englischen Propaganda hier überall als Siegerin gefeiert worden, tatsächlich aber war sie nicht allein, sondern mit ihrem Fluglehrer geflogen.

Amy Johnsons Flug werde nicht gewertet. Und dann stellte Dahlem mich vor, Anton Miller, Schauspieler, der gerade in Japan gastiert. Ich habe ihr die Hand geküsst. Eine auffallend kleine Hand, eine Kinderhand, die nach Öl und Benzin roch, und da war ein Hauch von Parfum, Maiglöckchen oder Gardenien, einzigartig die Verbindung von Maschine und Boudoir. Die Haare trug sie kurz geschnitten. Alles an ihr erschien einfach, praktisch und mit sich selbst einverstanden. Ihr Gesicht braun gebrannt, bis auf die Stellen um die Augen, wo die Fliegerbrille gesessen hatte. Und ich dachte mir, die Liebe, die du bei ihr finden könntest, wäre gleichermaßen heiß und kühl. Wie sie da angefliegen kam, unglaublich. Zierlich war sie, strahlte aber eine große Energie aus. Einfach wunderbar dieser Anblick, wie sie über uns kreiste, wie sie die Maschine schräg legte, herunterzog, knapp über die Dächer auf den Platz zuflog, wie sie sanft aufsetzte, wie sie die Maschine vor der Menschenmenge zum Stehen brachte, wie sie aus dem Cockpit kletterte, dastand, vom Himmel kommend, da war sie nicht nur diese junge und schöne Frau, sondern an ihr war auch etwas von der beherrschenden Kraft, die diesen Flugapparat erst zu einem solchen macht. Die Japaner klatschten und brachen in Banzai-Rufe aus.

Dieser Miller ist ein Luftikus und ein Schwärmer. Er übertreibt gern, und er verklärt wie alle, die nie oder selten in einem Flugzeug gesessen haben, das Fliegen. Aber es ist immer lustig und leicht, mit ihm zusammen zu sein.

Nein, sagt Miller, es war genau so: Sie kam wie ein lärmender Engel vom Himmel. Von ihr ging eine erstaunliche Anziehung aus und gleichermaßen etwas Unbeschwertes, Leichtes. Das war der erste, überwältigende Eindruck, als sie hier einschwebte. Nicht Frau, nicht Mann, sie hatte etwas von einem mittelalterlichen Engel. Es lag vielleicht an der Jacke, gewiss an der Lederkappe, die einem Helm ähnelte, so einer mittelalterlichen Sturmhaube, aber vor allem lag es daran: Sie kam aus dem Himmel. Die Japaner um uns herum waren ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit außer sich, lachten, schrien, winkten und klatschten in die Hände. Währenddessen stand Dahlem da, die Hände in den Hosentaschen, sagte, na ja, ein Engel, dafür ist sie etwas waghalsig gelandet, hätte weiter vorn und etwas tiefer einfliegen müssen, auch wenn da eine Telegrafenerleitung entlangführt. Ich sah sie und hatte nur einen Gedanken, ihr nahezukommen, sie zu gewinnen. Was heißt Gedanke, es war das Fleisch, das dachte. Aber dann kam Dahlem mit seinem Zimmer. Die Hotels in der Stadt waren ausgebucht, kein Zimmer war frei.

Dahlem wohnte bei einem mit ihm befreundeten Japaner. Es gab in dem Haus für den Besuch diesen einen Raum, den Dahlem einige Tage zuvor bezogen hatte. Kein gewöhnliches Zimmer, eher eine kleine Halle. Eines dieser alten hölzernen, in einem kleinen Park gelegenen Häuser. Dahlem bot ihr sein Zimmer an, sagte, er würde draußen auf dem Gang schlafen, einem überdachten, mit Zedernholz belegten Gang,

der so kunstvoll angelegt war, dass, ging man darüber, eine sanfte Melodie erklang, einem Vogelzwitschern gleich. Jeder Tritt verriet so nicht nur den Dieb, sondern auch den Liebhaber. Es hilft übrigens auch nichts, wenn man die Schuhe auszieht, was man ja überall in Japan macht, sagte Dahlem und lachte.

Ich war überrascht von der Größe und von der Leere des Raumes, sagt sie. Eine Matte lag am Boden, davor stand ein bemalter Paravent, und an der einen Wand hing ein Bogen. Ein gut zwei Meter großer Bogen, asymmetrisch, zwei Drittel der Bogenlänge lagen über dem Griff, ein Drittel darunter. Ein Daikyu, erklärte er, ein Bogen, der es dem Schützen erlaubt, die Pfeile sowohl kniend als auch vom Sattel aus abzuschießen. Am Boden stand ein Köcher mit mehreren gefieder-ten Pfeilen, blaurot und grüngelb. Ein Pfeil hatte eine runde Spitze aus Elfenbein, darin einen Schlitz. Ein Pfeil, der in der Luft einen schrillen Pfeifton abgibt – das Signal für den Angriff. An der anderen Wand hing eine Schriftrolle, ein Gedicht, das Dahlem mir übersetzte.

Astwerk

Zusammengetragen und verbunden:

Eine Reisighütte.

Aufgelöst: wie zuvor.

Wieder die Wildnis.

Er bot nochmals an, draußen auf dem Gang zu schlafen.

Leseprobe

© Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Alle Rechte vorbehalten.



Uwe Timm
Halbschatten
Roman

ISBN: 978-3-462-04043-2

Erscheinungsdatum: 25.08.2008

272 Seiten, Gebunden

Euro (D) 18.95 | sFr 33.50 | Euro (A) 19.50